

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **25 (2018)**

Heft 283

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Mit Daten Käse machen

Rechenzentren sind Blackboxes, die in der Regel versteckt in Industriegebieten vor sich hin prozessieren. In der Ostschweiz wurde jetzt eines gebaut, das stolz darauf ist, besonders grün zu sein. Ein Rundgang durch das Rechenzentrum Ostschweiz, bei dem am Ende Käse herauskommt.

TEXT: SILVIA POSAVEC



Zwei grüne Bodenmarkierung in Form von Schuhabdrücken kennzeichnen die Stelle, an der man stehen muss, um in der sogenannten Vereinzelungsanlage des Rechenzentrums Ostschweiz von Kameras und Sensoren biometrisch erfasst werden zu können. Rechts von den grünen Fussstapfen ist ein rotes Koffer-Piktogramm angebracht, hier darf man seine Tasche abstellen, auch sie wird durchleuchtet.

In einem Film würden sich jetzt die zwei Schuhabdrücke wie von Geisterhand vom Boden lösen. Die Umrandung, die um die Piktogramme in der jeweiligen Farbe angebracht ist, würde mühelos übersprungen – Hut, Stock und Aktentasche würden aus dem roten Taschenfeld gezaubert und von der imaginierten unsichtbaren Person in Position gebracht. Der Geist eines virtuosen Fred Astaire würde leichtfüssig einen Satz nach vorn durch die Panzerglasscheibe der Sicherheitstüre machen und in das dunkle Innere der Anlage steppen. Mit jedem Tap – Shuffle-Step – würde ein weiterer Bewegungsmelder anspringen und die schmalen Gänge und Treppenhäuser aus Sichtbetonböden, -wänden und -decken grell erleuchten. Festgehalten würde das Ganze von den insgesamt 128 Full HD Kameras, die am und im Gebäude angebracht sind.

Doch nur Geister können sich hier frei bewegen – und Christoph Baumgärtner, der Geschäftsführer des im Frühjahr 2018

eröffneten Co-Location im ausserrhodischen Gais. Mit sicherem Schritt geht er durch die Schleusentür voran und erklärt, dass das Rechenzentrum «dunkel» betrieben wird. Es ist kein Personal vor Ort, die Server der Firmen, die sich hier bereits eingemietet haben, rechnen alleine vor sich hin. Tag und Nacht, ummantelt von 40 Zentimeter dicken Stahlbetonwänden. Das Rechenzentrum stellt die Infrastruktur zu Verfügung, die Anlage gewährleistet ihren Kunden sowohl ununterbrochene Stromversorgung und Kühlung ihrer Geräte als auch Sicherheit. Zutritt zu den Racks, den Schränken, in denen die Firmen ihre Server an das Glasfasernetz anschliessen, hat nur, wer zuvor autorisiert und biometrisch erfasst wurde.

Die Vereinzelungsanlage ist eine Schleuse, die sicherstellt, dass immer nur eine Person das Gebäude betritt. Doch auch danach ist Sicherheit geboten. Vor jeder Tür hält Baumgärtner seine rechte Hand an eine Vorrichtung an der Wand. Der Handflächen-Venen-Biometrie-Sensor durchleuchtet mit 80'000 Lumen Haut und Knochen und gleicht die Struktur der Venen, die bei jedem Menschen wie der Fingerabdruck verschieden ist, mit den gespeicherten Daten ab. «Einen Badge oder einen Pin kann man weitergeben, seine Biometrie nicht», betont Baumgärtner. Vom ersten drei Meter hohen Zaun, der um das Gebäude steht, bis zu den Racks

im Rechnerraum lassen sich so alle Türen wie von Geisterhand öffnen – dabei wird lückenlos jeder Schritt in einem Log-File gespeichert. Es kann genau nachvollzogen werden, wer welche Tür und welchen Schrank zu welcher Uhrzeit und wie lange geöffnet hat.

So gesichert dürfte es wohl kaum ein realistisches Szenario sein, dass sich ein Einbrecher mit einem Vorschlaghammer die ambitionierte Aufgabe stellt, gleich mehrere alarmgesicherte Sicherheitstüren einzuschlagen, um an die Hardware zu kommen. Allein für eine Tür bräuchte er, wie Baumgärtner nebenbei erwähnt, bereits etwa 20 Minuten – bis dahin sei die Polizei über den Sicherheitsdienst schon längst informiert und vor Ort.

Vor wem man Angst hat? «Wir wissen es nicht» sagt Baumgärtner. «Banken, Versicherungen, Krankenkassen und Treuhänder haben natürlich sensible Daten. Deshalb versuchen wir alles zu unternehmen, dass zumindest niemand auf dem physischen Weg an die Daten herankommt». Klar wird, dass es sich um Abschreckungsmassnahmen handelt und es auch darum geht, an der Stelle Sicherheit zu bieten, wo man es kann.

Das Rechenzentrum in Gais kann man sich als Parkhaus für Firmenserver vorstellen. Für die Sicherheit der Systeme, die Verschlüsselung der Daten etwa, sind die Unternehmen jedoch selber verantwortlich. Es ist also nicht auszuschliessen, dass die bösen Geister über die Glasfasernetze einen Weg in das Innere des Rechenzentrums finden. Doch der Geschäftsführer beharrt darauf: «Es wird sich kaum einer eine so hohe Sicherheit leisten können, der sich selber ein Serverraum baut. Es ist teuer und aufwendig. Das ist der Vorteil von Rechenzentren, gewisse Kosten sind einfach durch mehrere Kunden teilbar».

Das «Schmuckstück»

Zielgruppe des Rechenzentrums Ostschweiz sind kleine und mittlere Unternehmen aus der Region. Mit einer Fläche von 900 Quadratmetern gehört es zu den mittelgrossen Anbietern in dieser Branche. Das Rechenzentrum Ostschweiz wurde von den St.Gallisch-Appenzellischen Kraftwerken (SAK) gebaut, später beteiligten sich auch die St.Galler Stadtwerke an dem Projekt. Das Unternehmen gehört heute zu 80 Prozent der SAK und zu 20 Prozent den Stadtwerken. Unternehmen wie Google und Apple bauen weltweit eigene Rechenzentren, für die Anwerbung von Grosskunden wie zum Beispiel Microsoft. Dafür hat das Gaiser Rechenzentrum aber nicht genügend Kapazität.

Für seine künftigen Kunden hat man einen Aufenthaltsraum im Gebäude eingerichtet. Für den Fall, dass man sich physisch am Rechenzentrum einfindet, um Kundengespräche zu führen oder Wartungsarbeiten vorzunehmen. Baumgärtner nennt die Lounge im ersten Obergeschoss «das Schmuckstück des Gebäudes». Auf den Sichtbetonwänden imitieren überdimensionale rückbeleuchtete Fotografien den Ausblick auf das heimische Alpsteinpanorama. Ein massiver Holztisch steht als Konferenz- und Esstisch im Mittelpunkt des Raumes, darum herum gibt es verschiedene Arbeitsplätze und eine Kaffeemaschine. Am Ende des Raumes eröffnet ein grosses Fenster den Blick auf den beschaulichen Ortskern auf dem Hügel.

Als Standort erscheint einem die Gemeinde Gais erst einmal ungewöhnlich. Ausschlaggebend für die Entscheidung hier zu bauen war die Lage: «Auf 920 Metern über Meer ist es erheblich kühler», erklärt Baumgärtner. «Die drei bis vier Grad machen einen Unterschied aus, da Kühlleistung gespart wird». Durch den Einsatz von Kreuz-Strom-Wärme-Platten-Tauschern könne das Rechenzentrum ohne zusätzliche Massnahmen durch den Abgleich mit der Aussenluft gekühlt werden. Nebenbei tippt Baumgärtner ganz leicht, mit Zeige- und Mittelfinger, auf den kupferfarbenen Lampenschirm einer energieeffizienten Led-Pendelleuchte, bis sie, wie

die anderen, über dem Kaffeetischchen wieder in Reih und Glied steht. Selbstbewusst verkündet er: «Das Rechenzentrum zeichnet aus, dass es das Grünste ist! Das ist unser Alleinstellungsmerkmal».

Vor dem Bau hat man mit den Nachbarn im vorgelagerten Industriegebiet der Gemeinde und den kantonalen Ämtern Kontakt aufgenommen und eng mit ihnen zusammengearbeitet. Es war wichtig, transparent zu sein und zu erklären, was die SAK auf der Parzelle plant. Das Projekt stiess auf Zustimmung, auch wenn das Gebäude von aussen wie ein Fremdkörper wirkt, wie ein schwarzer Klotz, mitten im idyllischen Alpenpanorama.

Verbunden durch den Wasserkreislauf

Um zusätzlich Strom zu gewinnen, ist die Fassade mit Photovoltaik ausgestattet. Auch diese Massnahme gehört zur grünen Strategie des Unternehmens. Stolz ist Baumgärtner auf die geplante Zusammenarbeit mit der benachbarten Berg-Käserei Gais. «Abwärme nutzbar zu machen ist eine Herausforderung. Rechenzentren produzieren konstant Wärme und brauchen Abnehmer, die konstant viel Wärme benötigen. Jedes Rechenzentrum versucht solche Zusammenarbeiten zustande zu bringen». Es sei ein glücklicher Zufall, dass die entstehende Prozesswärme des Rechenzentrums von der benachbarten Käserei direkt verwendet werden kann.

Das Rechenzentrum und die Käserei sind mit einem Wasserkreislauf verbunden. Das Wasser wird durch die Abwärme auf 20 Grad erhitzt. Auf der Seite der Käserei wird dem Wasser Energie entzogen und somit auf 14 Grad heruntergekühlt, bevor es wieder zurückfliesst. Die Käserei soll diese Energie dazu nutzen, um jährlich 10 Millionen Liter Milch zu pasteurisieren. Das Rechenzentrum wiederum schafft es, ein Abfallprodukt – die Abwärme – nützlich zu machen und so ebenfalls Energie, die es ansonsten zur Kühlung der Racks aufbringen müsste, zu sparen. Durch diese Sektorenkopplung entsteht eine Synergie zwischen den Unternehmen. Doch im Moment befindet sich die Käserei noch im Bau und das Rechenzentrum ist zu wenig ausgelastet, um genügend Abwärme an den neuen Nachbarn liefern zu können.

Bislang hat das Rechenzentrum Ostschweiz noch genügend Platz für Neukunden. In den nächsten sechs Jahren sollen 270 Racks vermietet werden, das entspräche einer Auslastung von 90 Prozent. Und es soll weitergebaut werden: Das nächste Rechenzentrum ist in St.Gallen geplant; wenn das Umspannwerk der SAK neben der Anlage in Gais ausgedient hat, soll das jetzige Rechenzentrum durch einen Anbau erweitert werden.

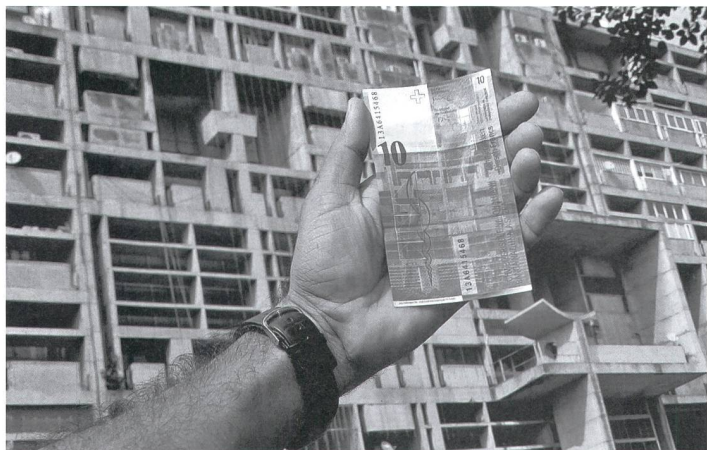
Geht man also von einer stetigen Zunahme der Datenmenge aus? Zwei Entwicklungen stehen sich ausgleichend gegenüber. Einerseits entwickelt sich die Speichertechnologie immer weiter, es wird weniger Platz benötigt, um grosse Datenmengen zu speichern. Auf der anderen Seite werden aber immer mehr Daten produziert und gespeichert. Beispielsweise werden neue Anwendungen, etwa das umstrittene «Internet der Dinge», künftig immer mehr Speicherplatz benötigen. Unsere gewöhnlichen Alltagsgegenstände werden digitalisiert und untereinander vernetzt. Dies geschieht über und in Rechenzentren. Sie sind heute schon ein fester Bestandteil unserer Infrastruktur – und werden es auch bleiben.

Dabei wissen wir nicht, was alles über uns auf diesen Servern in den Rechenzentren gespeichert ist. Als User ist man sich seines digitalen Fussabdrucks nicht immer bewusst. Auch wissen wir nicht, welche Server in welchen Rechenzentren wir bedienen, wenn wir unsere Apps verwenden. Aber es ist amüsant darüber nachzudenken, dass es durchaus sein könnte, dass man mit dem eigenen Datenfluss nebenbei noch etwas Käse produziert.

Silvia Posavec, 1984, ist Kulturpublizistin und lebt in Zürich.

Living with Le Corbusier

TEXT UND BILDER: KARIN BUCHER UND THOMAS KARRER



Das Original und seine Darstellung auf der Le Corbusier gewidmeten 10-Franken-Note.

Anfang Oktober: Inzwischen sind wir schon gute zwei Wochen in der bekannten Fremde Chandigarh und versuchen, den Faden vom letzten Frühling aufzunehmen. Wir sind jeden Tag unterwegs, filmen in der Stadt, was uns begegnet. Chandigarh ist eine lebendige Filmkulisse, es gibt so viele Geschichten zu entdecken, und an fast allen Orten werden wir zu einem Tee mit Gebäck eingeladen. Die Gastfreundschaft berührt, die Menschen haben Zeit, sich auf eine Begegnung einzulassen. Wir denken schon, der Film sollte heissen: «Chai und Chapatti in Chandigarh».

Über den Sommer haben wir unser Script erarbeitet; umso mehr ist die Herausforderung immer wieder, unsere Pläne nicht allzu ernst zu nehmen und uns treiben zu lassen von dem, was uns zufällt. Viele Inder lassen sich sehr ungern fixieren. Spontan ist meist viel mehr möglich als geplant. Dafür eröffnet jedes Gespräch neue Netzwerke und bringt neue Menschen ins Spiel, mit denen wir gern über ihre Stadt sprechen würden.

Im Frühling waren wir mit dem Shatabdi Express von Delhi nach Chandigarh gefahren. Im Zuginnern gepflegte klimatisierte Abteile, zum Frühstück frischer Tee mit Parantha. Draussen einfachste Behausungen, Müllhalden und Menschen, die im Freien mit ihrer Morgentoilette beschäftigt sind. Indien wirkte auf uns unfassbar, unregierbar, chaotisch – und Chandigarh demgegenüber wie ein Wunder. Fast unerklärlich gewinnt das Unstrukturierte auf einmal Struktur, das Verkehrschaos fließt auf einmal geordnet. Zwischen Häusern wachsen Baumalleen und breiten sich grosszügige Parkflächen und Plätze aus. Die Luft ist sauber. Es fehlt die Dichte der indischen Städte. Dafür gibt es viel Raum. Die Stadt ist nicht nur für den Menschen, sondern auch im Massstab des Menschen gebaut worden.

Chandigarh ist ein städtebauliches Experiment, geprägt von der aufbrechenden Energie der jungen Demokratie Indiens, dem visionären Geist des damaligen Präsidenten Nehru und des Schweizer Architekten Le Corbusier. Das alte Zentrum des Punjab, Lahore, war mit der Teilung 1947 an Pakistan gefallen. Der indische Teil brauchte ein neues Zentrum. Chandigarh wurde in den 50er-Jahren am Fuss des Himalaya als neue Hauptstadt für 500'000 Menschen gebaut. Grundlage bildete der Masterplan, der die gesamte Stadt bis heute in 58 Sektoren unterteilt, jeder 1200 Meter lang und 800 Meter breit. In jedem dieser Sektoren gibt es Schulen, Sanitätsstellen, Wohngebäude, Grünflächen und einen zentralen Marktplatz. Der Masterplan entspricht dem Modell eines lebendigen Körpers. Der Sektor 1 mit dem Capitol Complex, den Regie-

rungsgebäuden, steht für den Kopf, das Stadtzentrum in Sektor 17 für das Herz. Die Universität im Westen und das Industriegebiet im Osten sind die Gliedmassen. Die Grünflächen gelten als Lungen, mittendrin der künstlich angelegte Sukhna Lake. Die Strassen entsprechen den Arterien.

Das «Reissbrett» und die «City Beautiful»

Der erste Spaziergang in unserem Sektor 38 D: Wir sind tief berührt, als uns der Coiffeur, der Färber, der Fruchtverkäufer und der Teekoch gleich wiedererkennen und uns mit einem Lachen im Gesicht zuwinken, und dies, obwohl wir miteinander kein Wort reden können. Viele Menschen verdienen ihr Einkommen am Strassenrand, Tag für Tag, indem sie ihr Handwerk oder ihre Ware anbieten, Schuhe flicken, Kleider färben, Autos putzen, Wäsche bügeln, Tee kochen, Haare schneiden, Samosas frittieren. Oder mit ihren Fahrrädern in den Wohnquartieren Karton oder alte Flaschen einsammeln. Gemeinsam bilden sie einen gut funktionierenden Mikrokosmos, die streng orchestrierten Baukörper sind mit indischem Leben erfüllt. Überall entdecken wir Überraschendes, wie die Bewohner die Plan-Stadt für sich adaptiert haben. Anpassen und improvisieren sind unabdingbare Qualitäten.

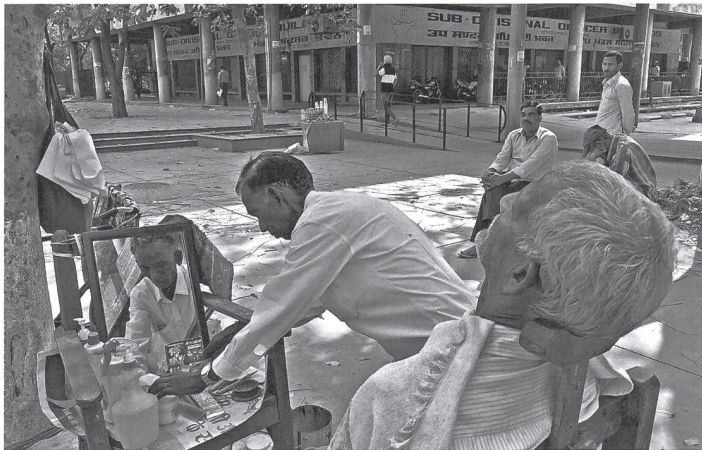
Statistiken weisen die Stadt nicht nur als grüne Oase aus, sondern auch als Ort mit hoher Lebensqualität. Die Schattenseite: Wohnraum ist sehr teuer geworden und Chandigarh eine Stadt von Privilegierten. Für die Einkommensschwachen hat es wenig Platz, obwohl sich die Planer einst zum Ziel setzten, die erste slumfreie Stadt Indiens zu bauen. Chandigarh ist mittlerweile auf 1,2 Millionen Einwohner gewachsen und stösst mit seiner Infrastruktur an ihre Grenzen. Reiseführer beschreiben die Reissbrettstadt als einen letzten missratenen Versuch, Indien zu kolonialisieren. In Architekturkreisen ist Chandigarh umstritten und wird beschrieben als eine in Beton gegossene Vision, die an den Tücken des Alltags scheitert. Die Bewohner aber nennen ihre Stadt liebevoll «City Beautiful».

Auf den Spuren von Le Corbusier

2016 wurde der Capitol Complex, der auch die Rückseite der alten Schweizer Zehnernote schmückte, in die Liste des Unesco-Weltkul-



Strassenprozession zu Ehren von Sai Baba.



Unter einem Mangobaum bauen viele ihr Tagesgeschäft und ihre Existenz auf.

turerbes aufgenommen. Während unseres Aufenthalts wird der 131. Geburtstag von Le Corbusier begangen, und wir nutzen diese Gelegenheit, den abgesicherten Capitol Complex zu besuchen. Zu Ehren von Le Corbusier findet ein «Heritage Walk» für die Bevölkerung statt. Zum Schluss gibt es Tee und Samosa in der höchst gelegenen Kantine von Chandigarh. Dabei rutscht uns doch einige Male an Orten, wo man eigentlich gar nicht filmen darf, die Hand am Auslöser aus. So kommen wir zu unseren gewünschten Aufnahmen und können einiges an Geld und Zeit sparen. Die Bewilligung zum Filmen im Capitol Complex kostet pro Tag über 2100 Franken, und der Weg dahin ist sehr kompliziert und langfädig – die indische Bürokratie lässt grüssen.

Wir fahren jeden Tag auf anderen Wegen mit dem Fahrrad zum Kala Bhawan, dem Kulturzentrum des Punjab, wo wir ein Atelier haben. Doch es gibt Tage, da vergehen Stunden, bis wir dort ankommen, da uns so viele filmreife Geschichten begegnen. Unser Blick hat sich an die Farben und das Chaos gewöhnt, es gelingt uns mit einer viel grösseren Tiefenschärfe, die Dinge zu betrachten und uns darauf einzulassen. Da unser kostbarstes Gepäckstück «sieben Wochen Zeit» ist, hat Chandigarh immer wieder Überraschungen für uns bereit. «Go with the flow» und dem Karma eine Chance geben: So würden es die Inder bezeichnen.

Auf einer unserer Fahrradtouren landen wir in einem Strassentheater zu Ehren von Sai Baba, einem indischen Guru. Wild, laut, bunt und chaotisch geht es zu und her. Doch was wäre der indische Alltag ohne all die vielen Festlichkeiten. Zum Beispiel das zehntägige, dem Gott Rama gewidmete Festival: An jedem Abend wird ein Teil seiner Lebensgeschichte als Theater aufgeführt. Dieses endet in Dussehra, dem Fest, wo das Gute über das Böse siegt und grosse Figuren gefüllt mit Raketen abgebrannt werden.

Mit den Clowns im Spital

Heute haben wir Chani Gurcheran, seine Frau Harleen und seine Tochter Sukhmani mit der Kamera begleitet. Chani bezeichnet sich selbst als Kulturaktivisten, seit vielen Jahren hat er seine eigene Kompanie, nebst Theaterstücken führen sie in Hindi Clown-Episoden auf öffentlichen Plätzen auf, um die lokale Bevölkerung zu unterhalten, aber auch zu bilden und ihr Mut zu machen, für sich einzustehen. Ehrenamtlich besuchen sie als Clowns das Spital in Chandigarh. Wir sind beeindruckt von ihrem Mut, dort hinzuschauen, wo man lieber die Augen schliessen würde, von ihrer Entschlos-

senheit, in Kontakt zu treten, dort wo die Verzweigung gross ist, von ihrer Kraft, den Menschen ein Lachen aufs Gesicht zu zaubern und ihnen ein Stück Würde zurückzugeben.

Wir wollen vor Ort herausfinden, was die Seele von Chandigarh ausmacht, wie es sich heute in der Stadt leben lässt, was die Welt von Chandigarh lernen kann und welche Visionen ihre Bewohnerinnen und Bewohner haben. Die Architektur gibt den Rahmen, die Menschen füllen ihn aus. Zusammen mit dem Tourist-Supporter Narinder Singh International sind wir mehrere Tage durch die Stadt gewandert, haben uns gratis in Gurdwaras verpflegt und in unzähligen Büros Tee getrunken. Siddhartha Wig, einen Architekten, haben wir in seinen Unterricht in der Architekturschule begleitet und mit ihm neue Visionen für die Stadt diskutiert. Tuls Ram schnitzt Skulpturen aus abgestorbenen Bäumen an den Strassenrändern der Stadt. Im Frühling konnten wir ihn noch beim Arbeiten filmen, kurz danach wurden seine Kunstwerke von der Regierung zerstört.

Karin Bucher, Szenografin und Thomas Karrer, Filmemacher, waren mit einem Artist-in-Residence-Stipendium vom Appenzell Ausserrhodens in Chandigarh für ihr Filmprojekt über die Stadt von Le Corbusier.



Heilen mit einer Clownnase – Channi, Harleen und Sukhmani im Spital.



Von neuen und alten Faschismen in Italien, Begegnungen mit verrückten 68er-Vögeln und der Notwendigkeit, Schiffe zu erfinden: Eindrücke vom Artist-in-Residence-Stipendium in Rom.

TEXT UND BILDER: ADRIAN HANSELMANN

Drei Monate also, so viel Zeit habe ich für meine Recherchen: Das Amt für Kultur des Kantons St.Gallen stellt mir die Wohnung zur Verfügung und die Zeit, als erster Kunst-Person, die sich dem Thema «Geschichte und Gedächtnis» widmet.

Mir wurde «eine bescheidene Wohnung» in Rom versprochen. Die hundert Quadratmeter im fünften Stock jedoch waren die ersten Wochen viel zu gross für mich allein, also habe ich, statt vielleicht jemanden einzuquartieren, der sonst auf der Strasse schlafen muss, einfach die Tür zu einem Zimmer geschlossen. Der Korridor in «meiner» Römer Wohnung ist etwa so gross wie die gesamte Wohnung, die ich vor ein paar Jahren in Paris gemietet hatte. Mittlerweile hat sich der Raum aber gut gefüllt, die analogen Fotografien der Stadtreifzüge brauchen ihren Platz, daneben die angeschafften Bücher und ausgedruckten Artikel zu 1968 in Rom und der faschistischen Jetztzeit.

Gli Uccelli: Mit Humor gegen rechts

Aber alles der Reihe nach: Mein Projekt für Rom war, die Epoche von 1968 bis 1977 genauer anzuschauen, um ein Loch zu stopfen, das dank dem deutschsprachigen Publikationsverhalten nach wie vor eines ist. Mein Anstoss, nach Rom zu fahren, war namentlich die Suche nach feministischen, studentischen Kämpfen und deren einzigartige Verflechtung mit der damaligen Arbeiterbewegung. Ein viel zu grosses Thema für ein einziges Projekt, geschweige denn für ein dreimonatiges.

Mit etwas Glück bin ich dann auf Gli Uccelli gestossen, eine kleine Gruppe von verrückten Architekturstudenten, die mit absur-

den Aktionen auf sich aufmerksam machten und das italienische '68 um eine humoristische Seite ergänzten. Ich suche also nach Literatur, aber finde kaum etwas dazu, ausser einem Dokumentarfilm, der Ende September Premiere feiert, mit genau diesen Vögeln als Protagonisten. Sofort nehme ich mit den Regisseuren Kontakt auf und statte mein Aufnahmegerät mit neuen Batterien aus. Zuerst brauche ich aber noch das allerwichtigste: die Sprache. Ein Crashkurs in Italienisch soll mich auf das Interview vorbereiten.

Während ich mich also in die Thematik einlese, stelle ich fest, dass ich in einem Italien und insbesondere einem Rom bin, in dem gewaltig etwas aus dem Ruder läuft. Während der Suche nach den schönen Utopien des humorvollen Widerstands muss ich nach einigen Tagen erschreckt feststellen: Der Faschismus ist zurück.

Nicht nur lerne ich langsam die Sprache in den Zeitungen kennen, sondern immer mehr auch das «Krisengebiet», in welchem ich da gelandet bin: Während es der stellvertretende italienische Ministerpräsident Salvini innerhalb einer Woche schafft, das letzte verbliebene Seehilfe-Schiff für Flüchtlinge festzusetzen, den Anfang der Roma-Zählungen (hier sind nicht die Römer gemeint) zu verkünden und die Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen als Schmarotzer zu beschimpfen, weil sich diese um Rassismus in Italien sorgt, den es gemäss Salvini nicht gibt – dies nur mal die grossen Headlines –, spazierte ich jeden Tag auf dem Weg zur Sprachschule durch das berüchtigte migrantische Quartier Esquilino, in dem ein besetztes Haus steht, an dem Faschisten-Flaggen wehen. Dass die CasaPound ein mir liebes Tier (die Schildkröte) als Wappentier missbraucht, ist nur der Haken am Kreuz.

Das hässliche Gesicht Roms

Ihr habt noch nie von CasaPound gehört, jener neofaschistischen Bewegung, die sich in den letzten Jahren in allen grösseren Städten Italiens eingenistet hat? Vielleicht müsste ich hier aufhören, von den Faschos zu schreiben und von schönen linken Gegenprojekten erzählen, von den sozialen Zentren, den Leninisten, die ihre Zeitung an den Türen verkaufen, aber dazu später, ein bisschen hässliches Rom muss sein. Ich decke mich also mit Literatur ein, verstecke mich im fünften Stockwerk des Ateliers San Gallo im Quartier San Lorenzo, und jedes Mal, wenn ich es wieder verlasse, sehe ich überall nur noch Faschisten. Die Graffitis, die Zeitungshadlines, die Konzertplakate, der Kickbox-Event: alles Faschisten.

Man liest von einer grausigen Anzahl Mitglieder bei CasaPound und dem Blocco Studentesco (der dazugehörigen faschistischen Organisation der Schülerinnen und Schüler sowie der Studierenden). Man liest von Einflussnahme in den Schulen, bei den jungen Arbeitslosen, den Kampfsportlerinnen und -sportlern. Sie nutzen dafür alles, was sich irgendwie mit Jugendkultur verbinden lässt: Es gibt CasaPound-Parties mit Che Guevara auf dem Plakat, antikapitalistische Demos (wobei hier die bösen Ausländerinnen und Ausländer an der Ungleichheit schuld sind), Besetzungen für mehr Wohnraum in den Vororten. Meine Sinne werden immer trüber und ich sehe in jedem noch so bekannten Symbol, in jedem ironischen T-Shirt ein faschistisches Zeichen.

Zum Glück kann ich zur Premiere der Dokumentation *1968 – Gli Uccelli*. Das Kino ist bis auf den letzten Platz besetzt. Erst wenige Tage zuvor ist der Film fertiggestellt worden, nach gut sechs Monaten intensiver Gespräche ist ein Zeitzeugenbericht entstanden, der die zwölf Monate der Vögel umfasst. Der Raum ist voller Hippies und junger Enthusiastinnen und Enthusiasten. Ein lauter Film mit vielen Stimmen und viel Oral History. Nicht unproblematisch, ziemlich interessant und für mich persönlich tatsächlich kathartisch in meinem faschistischen Rom. Als hätte sich das Drückende mit der restlichen Sommerhitze etwas verzogen, wandere ich tags darauf durch ein viel wuchernderes Rom. Erst jetzt entdecke ich das Graffiti gleich neben meiner Haustüre: «Fuoco a CasaPound!»

Ein paar Tage später steht ein junger Mann vor meiner Tür, spontan denke ich an die Zeugen Jehovas, er will mir aber die Zeitung der studentischen Leninisten verkaufen und auf eine Anti-Salvini-Demo aufmerksam machen. Natürlich kaufe ich ihm eine ab. Ich lese über einen Preussischen Krieg und was Marx darüber denkt, über die progressiven Pläne Chinas und über die Macht der Angst im italienischen Wahlkampf. Ich möchte mich gerne wieder an die schönen 68er-Recherchen machen, aber gleichzeitig versuchen, irgendwas herauszuschälen, das die Zeit überdauern könnte, und sei es nur, um das gefühlte Vakuum der Antifaschisten in meinem Rom aufzufüllen. Medial haben die Faschisten gewonnen, aber dieses Phänomen kennen wir ja zurzeit auf der ganzen Welt. Dies war nicht immer so in Italien.

Die Kunst des situationistischen Widerstands

Im Februar 1968 war das Architektur-Institut der Sapienza-Universität von den Studierenden besetzt. Es wurden jeden Tag Vollversammlungen abgehalten, in marxistischem Sprech wurde beraten, wie die Revolution und das weitere Vorgehen aussehen sollten. Die drei Studenten Paolo Ramundo, Gianfranco Moltoed und Martino Branca fanden wenig Gefallen an diesem klar organisierten, parteilichen, real-sozialistischen Duktus und begannen ganz im Sinne der Situationisten und Dadaisten mit Störaktionen, um auf die «tatsächlichen» Themen, auf das polizeiliche Gebaren der Sprache, der Organisation und der Institution aufmerksam zu machen. Wenn

grad keine Versammlung war, sassen sie pfeifend auf den Bäumen. Während der Versammlung öffneten sie ihre Regenschirme, um sich vor dem Blablabla der politischen Vorträge zu schützen oder machten sonstigen Unfug.

Eines Tages beschlossen sie, die Kuppel Sant'Ivo der Sapienza zu besetzen. Sie fragten bei den zuständigen Personen nach, ob sie «aus Interesse an der Architektur» Zutritt erhalten – und wurden abgewiesen. In einem zweiten Versuch gingen sie zu ihrem Professor Paolo Portoghesi, schon damals eine bekannte Figur. Ihm konnte der Zugang nicht verwehrt werden und so brachte er die drei Studenten auf den Turm. Als sie nach ein paar Minuten wieder gemeinsam den Rückweg antreten wollten, sagten die Studenten, dass sie hier bleiben werden, da sei nichts zu machen. Und so blieben sie für 36 Stunden auf der Kuppel, während einige Freunde ihre Aktion dokumentierten.

Diese Aktion gab ihnen mediale Aufmerksamkeit und Anerkennung bei den Universitäts-Besetzern. Als sie daraufhin endlich die Erlaubnis erhielten, in der Vollversammlung zu sprechen und sich zu erklären, sangen sie als Antwort das neapolitanische humoristische Lied *Perché, Ndringhete ndrà* und verliessen den Raum. Fortan wurden sie Gli Uccelli (Die Vögel) genannt.

Ganz im Sinne der Situationisten war ihr Anliegen, sich nach draussen in den sozialen Raum zu begeben, sich mit dem, was gegenwärtig ist, auseinanderzusetzen und es zu zersetzen, auseinanderzunehmen und gemeinsam an einer neuen Welt zu basteln. Somit widersetzten sie sich all dem, was innerhalb der Studierendenbewegungen standardisiert, organisiert und vereinheitlicht wurde: einerseits die klare Ordnung in der Diskussion, wo ein spezifischer Jargon und die Rhetorik bestimmten, ob jemand reden darf, reden kann und auch gehört wird. Andererseits wollten sie die widerständigen Praxen der Studierenden auf die Strasse tragen, die Kunstwelt miteinbeziehen, sich mit den feministischen Kämpfen verbinden. Mittels performativen, künstlerischen und kreativen Aktionen und einer lebensbejahenden Praxis wollten sie sich mit der ganzen Welt anlegen. Jedoch immer mit genügend Wahnsinn, (Selbst-)Ironie und Erfindung des eigenen Lebens. So fuhren sie beispielsweise nach Berlin in die Kommune 1, wo sie sich inspirieren liessen, oder organisierten Aktionen in Matera, um zu verhindern, dass die Bewohner durch die Regierung aus ihren Steinhöhlen, in denen sie wohnten, vertrieben wurden. Später versuchten sie dasselbe noch in einem Erdbebengebiet, mit wenig Erfolg.

Der Film endet hier. Der Widerstand jedoch ging weiter und so auch die Lebensgeschichten der Protagonisten. Gli Uccelli sind ziemlich in Vergessenheit geraten, doch die Form ihrer Aktionen beeinflusste die ganzen 70er-Jahre in Italien: Es gab zum Beispiel die Indiani Metropolitani oder die Kollektive A/traverso und Rhizoma, die die Ästhetik des Widerstandes in der Zeit der Autonomia bis zu ihrem Höhepunkt 1977 prägten. Die einzelnen Uccelli sind in alle Himmelsrichtungen verfliegen, in die ersten besetzten Häuserkomplexe in Rom, die Kommunen auf Sizilien oder als Strassenmusiker nach Milano. Kaum jemand hat das Architektur-Studium beendet, die meisten haben ihre Vögel im Bauch weitergetragen, auch wenn es die Uccelli ab Ende 1968 offiziell nicht mehr gab.

Italiens '68 und die «anni di piombo»

Nach der Filmpremiere steht Paolo Ramundo auf, schnappt sich das Mikrofon und erklärt, dass alles, was wir hier gesehen hätten, lustig, interessant, aber nicht so wichtig sei – es gehe vielmehr darum, was wir heute tun können. Mit dieser und noch einigen anderen Fragen fahre ich mit dem Treno alta velocità nach Bologna, um mit einem der Regisseure des Films – Gianni Ramacciotti – zu reden.

Er erzählt mir vom Einfluss der Beat-Generation, von vielen kleinen Geschichten, die ihm die Protagonisten des Films zusätz-

lich erzählt haben, und er ermöglicht mir, mit einem von ihnen persönlich zu reden. Aber vor allem kann er mir helfen, die Uccelli in einen spezifischen historischen Kontext zu setzen: das zu einem grossen Mythos gewordenen Ereignis mit dem Namen '68.

Damit ist nicht der französische Mai '68, sondern das italienische lange '68, der Anfang einer fast zehn Jahre andauernden Zeit der Umwälzung, gemeint, die die gesamte Gesellschaft nachhaltig prägen sollte. Es war der Übergang in die «anni di piombo». In vielen Bereichen wurden Aktivismen erfunden, emanzipative Prozesse in Gang gesetzt, einige richtungsweisende Gesetzgebungen durch Referenden eingesetzt, etwa die Legalisierung von Scheidung und Abtreibung, die Öffnung der psychiatrischen Anstalten, die radikale Änderung des Gefängnisystems und der Familien- und Arbeitsgesetze sowie die Implementierung einer nationalen Gesundheitsversorgung. In den Städten erfanden die feministischen Kämpferinnen mit der sogenannten Autoriduzione ein Mittel, um den Druck auf die Arbeiterfamilien in eine aktivistische Bewegung umzumünzen. Die durchgehende Regierung der Democrazia cristiana vom Zweitem Weltkrieg bis in die 90er-Jahre konnte auch in dieser Zeit nicht unterbrochen werden. Der «historische Kompromiss» zwischen den Christdemokraten und der kommunistischen Partei und der damit einhergehende Verlust der kommunistischen Opposition führte eher zur Spaltung als zu einem Konsens in der italienischen Politik.

Ab Mitte der 70er-Jahre fanden die kreativen Formen des (ausserparteilichen) Widerstands ihren Höhepunkt, unter anderem mit freien Radios, einer Vielzahl von selbstorganisierten Räumen und Magazinen, mit urbanen Aktionen oder ironischen Graffiti. Gleichzeitig wurde aber auch die «strategia di tensione» erhöht, um gegen diese Bewegungen vorzugehen. Während die Brigate Rosse mit Entführungen und später auch tödlichen Anschlägen Aufsehen erregten, gingen von den über 4000 offiziell registrierten Anschlägen zwischen 1969 und 1975 mehr als 80 Prozent auf das Konto der Neofaschisten. Nachdem Aldo Moro, der Präsident der Christdemokraten, von den Brigate Rosse ermordet wurde, wurde die staatliche Gegenoffensive auf die gesamte Linke ausgeweitet, tausende Aktivistinnen und Aktivisten wurden verhaftet, viele mussten ins Exil oder untertauchen. Eine gewaltige Zäsur zerschnitt die Geschichte Italiens, hinter welcher die Zeit von 1968 bis 1977 verdrängt und auch aktiv vergessen wurde. Und mit ihr auch ein grosser Teil des Antifaschismus.

Heute wieder salonfähig

Allerspätestens mit Berlusconi wurde der Faschismus in der Mitte der Gesellschaft wieder salonfähig, obwohl bereits 1946 die neofaschistische Partei gegründet worden war. Es gab in Italien nach dem Weltkrieg keine offizielle Entfaschisierung wie etwa in Deutschland. Kurz nach dem Ende des Krieges durfte die Bevölkerung abstimmen, ob sie lieber eine Republik oder eine Monarchie hätte, und ein Jahr später wurden alle Faschisten unter Amnestie freigelassen.

Dies alles, obwohl Mussolini den Faschismus eigentlich erfunden hatte. Sogar der erste Angriff 1939 auf Albanien geht auf seine Kappe. Er hat Italien 20 Jahre lang regiert – und das merkt man: In ganz Rom stehen Gebäude aus dieser Zeit. Plaketten und Gravuren, die dem Duce gedenken, Duce-Figürchen, Wein mit Benitos Grinsen drauf und andere Geschmacklosigkeiten lassen sich für ein paar Münzen kaufen. Architektonisch ist Rom entweder römisch, ein bisschen monarchisch oder faschistisch. Und es ist überhaupt kein Problem, in der Öffentlichkeit zu sagen, man sei Faschist. Nicht nur als Mitglied der CasaPound oder des Blocco Studentesco, sondern auch in der mitregierenden Partei.

Was aber die Faschisten wieder so stark macht, ist, dass sie den Diskurs auf sich lenken können. Mit der ganzen Angstmache-

rei, mit der sogenannten «Flüchtlingskrise». Man hört und liest kaum etwas anderes.

Ich frage alle Leute, die ich treffe: Wo ist die italienische Linke? Sie zucken mit den Schultern und sagen, dass es dringend so etwas geben müsse, doch Salvini sei schlimm und so weiter. Klar, es ist wichtig zu wissen, was die Faschisten schon wieder alles für Scheisse produzieren (Im wahrsten Sinne des Wortes: Wir sollten uns diese Leute besser auf der Toilette vorstellen, statt in ihrem Duce-Brust-Raus-Propaganda-Grinsen). Aber viel wichtiger ist, was wir tun können – ihnen nicht nur Informationen oder Diskurse entgegenzustellen, sondern eigene Diskurse zu führen.

«Wir haben ein Schiff»

Das schönste Beispiel dafür war die Meldung «abbiamo una nave». Das erste Mal seit langer Zeit habe ich meinen Facebook-Stream nicht gleich nach wenigen Sekunden wieder geschlossen. Dank meiner Bubble hatte ich mindestens 20 Beiträge mit der einfachen, aber tiefgreifenden Aussage: Wir haben ein Schiff. Sprechen wir doch darüber. Die «Operation Mittelmeer» kämpft dafür, auf dem Mittelmeer helfen zu können. Das Schiff steht dabei für die konkrete Seenotrettung und genauso für das Schiff als «Miniatur der Welt, die zu schaffen wir uns gemeinsam bemühen. Und wir sind sicher, dass wir bald Tausende sein werden, die dieses Bemühen teilen.» So schreibt es Sandro Mezzadra auf euronomade.info. Oder sprechen darüber, was gegen die hohen Mieten in den Metropolen gemacht wird. Sprechen wir darüber, wo geholfen, gesorgt, für ein schönes Leben gekämpft wird.

Kürzlich hat in «meinem» Haus eine neue Organisation ihre Türen geöffnet: ein Raum, der für die Menschenrechte einsteht und jeden Tag offen ist für Anliegen, Beratungen und Hilfestellungen. Wenige Tage später steigt die lange angekündigte, international verbandelte Demo gegen Angstmacherei und «Flüchtlingspolitik». Der Palestra Popolare Antirazzista ein paar Häuser weiter ist jeden Tag geöffnet und bietet immer wieder gross angekündigte Workshops an. Es gibt so viel zu tun, und wie es seit einiger Zeit in den sozialen Medien heisst: Wir sind mehr!

Nachtrag: Mittlerweile sind die Studierenden nach San Lorenzo zurückgekehrt, die Zugvögel sammelten sich über der Sapienza und flogen gen Süden. Und Desirée wurde gewaltvoll umgebracht, ein Mädchen von 16 Jahren, das unter Drogen gesetzt und vergewaltigt wurde, sie starb kurz darauf. Bereits am Tag danach hat sich die Wut und Hilflosigkeit gegenüber der Gewalt an Frauen in eine neue Welle des Aktivismus verwandelt. Mehrere Kundgebungen gegen patriarchale Gewalt und die Ankündigung der internationalen Kampagne «Non Una di Meno» prangen auf den Hauswänden und den Facebook-Walls. Die apokalyptischen Stürme in ganz Italien und die Überschwemmungen in Rom runden die Stimmung ab.

Literatur:

Der immerwährende Faschismus, in: Vier moralische Schriften:

Essay von Umberto Eco

Wir haben ein Schiff von Sandro Mezzadra:

<http://www.euronomade.info/?p=1128>

We've launched a migrant rescue ship to resist the racist right in Italy von Michael

Hardt und Sandro Mezzadra:

<https://www.theguardian.com/commentisfree/2018/oct/09/migrant-rescue-ship-racist-politics-italy-us>

Non Una Di Meno: Contro la Violenza Maschile sulle Donne:

<https://nonunadimeno.wordpress.com>

8M - Der große feministische Streik von Isabell Lorey:

<https://transversal.at/blog/8m-der-groe-feministische-streik>

Adrian Hanselmann, 1987, ist Künstler, Autor und Übersetzer u.a. für madame-psychosis.com und transversal texts; sein Buch *Die Erfindung der Einsamkeit: Einsame Leben in einsamen Welten* ist dieses Jahr bei Madame Psychosis Éditions erschienen. Er lebt und arbeitet für drei Monate in der St.Galler Atelierwohnung in Rom.

Ayyye Glasgow

«Wo liegt das genau?» war wohl die häufigste Frage, wenn er sagte, dass er sein Masterstudium in Glasgow beginnen werde. Der in Ausserrhoden aufgewachsene Künstler Wassili Widmer ist seit September in Schottland – hier sein Bericht.

TEXT UND BILDER: WASSILI WIDMER



Zunächst hatten wir keine eigene Wohnung, weshalb wir uns parasitär per Couchsurfing bei Kevin einnisteten. An der Eingangstür wartend, warf er uns einen kurzen Blick durch seine abgedunkelte Brille zu und winkte uns wortlos rein. Nachdem wir unsere vier Koffer drei unendlich lange Treppen hochgeschleppt haben, erfuhren wir, dass leider kein Zimmer mehr frei wäre und die türlose Küche unser neues Schlafzimmer sei. Unser Bett war eine aufblasbare Matratze. Das wohl absurdeste Erlebnis war ein Schläfchen am späten Nachmittag auf einer kleinen Matte, während die chinesische Untermieterin gebratenen Reis kochte und die Waschmaschine auf Rennauto-Niveau schleuderte. Ich irgendwo dazwischen. Träume im Halbschlaf fühlen sich oft wie kleine metaphysische Reisen an, in denen ich präzise Elemente absurd stärker wahrnehme. Komplett verspult und leicht angebraten erwachte ich nach zwei Stunden und fragte mich, ob ich gerade aus dem Wok oder der Waschmaschine gefallen war.

Kevins Wohnung ist komplett vollgestopft mit Celtic-Fussballfanartikeln, unbenutzten Fitnessgeräten, abstrusen Küchen-Accessoires und Magazinen über amerikanische Gangsterbosse. Im Wohnzimmer beansprucht ein Pool-Tisch den meisten Platz. Neben diesem schläft Kevin, ebenfalls auf einer aufblasbaren Matratze. Abends spielen wir jeweils gemeinsam Pool, er gewinnt immer. Nach einer halben Woche finde ich heraus, dass er auch ein Schachbrett hat, nun gewinne ich immer. Mit trockenstem Humor sagt er zu Martina: «Next time I'll beat him up first, then I'm gonna win.»

In der Folge erfahren wir, dass Kevin einen eigenen Transportservice betreibt und zudem alles Mögliche an- und verkauft. Ausserdem hat er zwei Baucontainer gemietet, in denen er Dinge wie seine 300 Holztüren, Haushaltswaren und vieles andere lagert. Kevins Kommentar dazu: «If you fuck with the wrong guy you'll end up in one of those».

Die faszinierende Mentalität des Sammelns und Verkaufens begegnet mir in Glasgow öfters. Das Interesse für Material, dessen Wert, Geschichte und vor allem den Handel ist ausserordentlich. Damit einher geht auch ein grundlegendes Interesse an Kunst, selbst von Leuten, von denen ich das nicht wirklich erwartet hätte. Diese Neugier führt zu vielen unerwarteten Gesprächen über dieses und jenes. Die Leute erzählen, oft mit rauem Akzent, munter ihre Lebensgeschichten, auch wenn das Gegenüber kein einziges Wort versteht. Das ist mir sympathisch, immer entsteht irgendeine Form des gegenseitigen Verständnisses. Gespräche sind mehr als Worte – etwas wundervoll Mystisches, Performatives.

Um Glasgow kennenzulernen, mache ich mich zu Fuss auf Erkundungstour. Die Stadt ist überschaubar. Es regnet praktisch jeden Tag und der Himmel ist oft grau, zudem liegt die Stadt nahe am Meer und ist deshalb ziemlich windig. Was auffällt ist das eigenartige helle Silbergrau, das merkwürdig leuchtet. Die dahinter versteckte Sonne ist immer leicht spürbar. Ab und an öffnet sich der Himmel partiell und schafft unglaubliche Lichtatmosphären. Diese verschmelzen mit den typisch viktorianischen Bauten, die vielfach in unnachahmlichen Kompositionen aus gelbem oder rotem Sandstein daherkommen. Farbe und Form der Architektur wirken perfekt abgestimmt mit dem Grau des Himmels.

Weich, aber helles Grau

Ludovic McLellan Mann, ein Pseudo-Archäologe aus dem 19. Jahrhundert, interpretierte die Vorsilbe *Glas-* als ein weiches, aber helles Grau und *-gow* als Namen der Mondgöttin. Er war zudem besessen davon, dass Glasgow früher heidnisch war, was nicht der üblichen geschriebenen Geschichte entspricht. McLellan Mann, ein Querdenker per se, wurde nie als Teil der Archäologie-Szene angenommen, da er nicht die herkömmliche Methodik nutzte und sich die Analysen zurechtbog, wie es ihm passte. Ein witziges und treffendes Beispiel für den Pragmatismus der Stadt. Dieser spiegelt sich auch im schwarzen Humor der Leute wider, die das Leben etwa gleich schwer (oder leicht) nehmen wie den Tod. Die düstere, tragische Seite der britischen Kultur, die beispielsweise in den Filmen von Alan Clarke beleuchtet wird, findet in Glasgow zu einer nüchternen Akzeptanz des Hier und Jetzt und dessen Ende. Der raue Wind, der einem hier um die Ohren tanzt, hat einen faszinierenden, wenn auch beängstigenden Charme. Wieso dem Ende entgegenzittern und das Jetzt vergessen, anstatt wild, betrunken zu singen und zu tanzen, bis man eines Tages umfällt und nicht mehr aufsteht?

Lokalpatriotismus ahoi

Aber hey, zum Glück gibts noch Brot und Spiele, das wusste bereits Juvenal zur Römerzeit. Wer Interesse an Fussball hat, weiss, dass Schottland und insbesondere Glasgow für seine leidenschaftlichen Fans bekannt ist. In der Stadt gibt es zwei Vereine, Celtic und die Rangers. Celtic ist grün, die Rangers sind blau, das sollte man bes-



Rassismus und der Kampf dagegen

Govanhill war in den 80er-Jahren ein bunt durchmischtes Quartier der Arbeiterklasse und ist inzwischen zu einem der Hauptorte der Roma-Community in Glasgow geworden. Die dortige Allison Street lebt jeden Abend auf. An den Ecken unterhalten sich Leute, Kinder spielen auf den Strassen. Die Atmosphäre versetzt mich gedanklich mehr als nur einmal an die Langstrasse in Zürich zurück, wo ich die letzten zwei Jahre wohnte. Die grosse Roma-Community in Govanhill ist einerseits auf die tiefen Mieten zurückzuführen, andererseits nutzen leider manche Vermieter die Notsituationen der Leute aus und überfüllen die Wohnungen, um mehr Profit zu machen.

Den Roma wird das Leben zudem durch Rassismus schwer gemacht, die allseits bekannten Hassreden gibt es auch hier (Hygiene, Diebstahl etc). Ich habe miterlebt, wie in einem Bus ein Mann wegen einer zahnlosen Frau mit Kopftuch, die sich neben ihn setzte, den Platz gewechselt hat und ihr sagte, dass sie in diesem Land nicht willkommen sei, solange sie kein eigenes Geld habe. Die schottische Regierung verhält sich zum Thema Rassismus vorbildlich und spricht sich mit der sogenannten Dear-Haters-Kampagne auch gegen Homophobie, Transphobie, Religionsfanatismus und Behindertenfeindlichkeit aus. Und das mit hoher Sichtbarkeit anhand von Plakaten im öffentlichen Raum und in allen Verkehrsmitteln, und ja, sogar auf Spotify.

Diese politischen Anstrengungen spiegeln sich auch an anderen Orten der Stadt wider, so gibt es beispielsweise die Women's Library und zahlreiche Gemeinschaften, die der LGBTQ+-Community sicheren Raum bieten. Ein besonderes Erlebnis für mich waren die Proteste der Studierenden an der Glasgow School of Art, weil vier von fünf der wöchentlichen Freitags-Vorlesungen von stereotypisch-patriarchalen Dozenten gehalten wurden. Der fünfte war Alasdair Foster, seines Zeichens spezialisiert auf internationale, kulturübergreifende Projekte. Für seine Präsentation nutzte er bis auf eine einzige Frau ausschliesslich weisse Männer als Referenzen, was in der folgenden Diskussion mit kompletter Entrüstung der Studierenden quittiert wurde. Ein sehr wichtiges Zeichen, das die absolute Stellung der Institution Kunsthochschule hinterfragt und den aktuellen, sozialen Trend aufgreift.

Ich vermute, dass etwas à la «Social Turn» in der Kunst bald real sein wird. Die Genie-Theorie, die in der bisherigen Kunstgeschichte in unzähligen vielen Fällen vertreten war (und noch immer ist) und ein Abbild der kapitalistischen Hegemonie darstellt, gehört hoffentlich bald der Vergangenheit an. Der Feminismus und die LGBTQ+-Bewegungen reihen sich in diese längst notwendige Gedankenlage ein. In Glasgow spürt man solche Strömungen stark, und wie die Stadt selbst strahlen auch die kulturellen Kreise ein leicht revolutionäres Gefühl aus. Ein Gefühl, dass es in Ordnung ist, «Nein» zu sagen, dass es an der Zeit ist, Dinge zu hinterfragen und möglicherweise Geschichte neu zu schreiben, ohne die alten Fehler noch einmal zu begehen.

Wassili Widmer, 1992, ist bildender Künstler. Er ist Ende September für sein Masterstudium nach Glasgow gezogen.

tenfalls auch bei seiner Kleiderwahl an Wochenenden bedenken. Die Rivalität der beiden Vereine geht bis aufs Blut, buchstäblich, denn die Gewalt zwischen den Fans ufert immer mal wieder aus. Kevins Kommentar: «They kill each other».

Aussergewöhnlich am Fan-Konflikt ist dabei die Verbindung zwischen Religion und Sport, denn die Celtic-Anhänger sind Katholiken, jene der Rangers Protestanten. Ein gefühlt ewiger gesellschaftlicher Kampf, der durch den Sport ein weiteres Ventil findet und so am Leben gehalten wird. Die verschiedenen Gegenden der Stadt sind den Fan-Gruppen zugeteilt, am besten erkennbar anhand der Farbe der Pubs. Grundsätzlich verhält sich dies wie in ganz Schottland: Der Westen ist protestantisch, der Osten katholisch. In vielen Pubs sind Fussball-Trikots sogar verboten, um Streitigkeiten zu vermeiden. Vermutlich ist die starke Identifikation mit den Fussballvereinen eine Variation des Patriotismus. Ich frage mich, ob dieser Patriotismus wegen der verworrenen politischen Lage zwischen Schottland und Grossbritannien nicht stark nationalistisch aufgeladen ist. Das Thema bietet auf jeden Fall Diskussionsstoff – es gibt jedoch auch positive Aspekte innerhalb der Gemeinschaften: Celtic Glasgow hat sich beispielsweise in einem YouTube-Video gegen Rassismus ausgesprochen.

Fährt man ins Zentrum Glasgows, fühlt sich die Umgebung typisch nach Innenstadt an. Berühmt-berüchtigt für Touristen sind die Sauchiehall Street und die Umgebung rund um den George Square. Ich halte mich da gern fern und finde es spannender im rauhen Süden. Bei der Überquerung des Flusses Clyde zeigt sich eine andere, weitläufige Seite der Stadt. Nebst zahlreichen verlassenen Häusern und Industriehallen finden sich hier auch wunderbar merkwürdige Unorte, an denen sich die Zeit ausschliesslich am sich anhäufenden Gerümpel messen lässt. Es bleibt hier (für Schweizer Standards) unglaublich viel auf den Strassen liegen, was wiederum einen soziologischen Eindruck der Umgebung ermöglicht. Ein Paradies für neugierige Kunstschaffende. Die Allison Street in Govanhill ist beispielsweise bekannt dafür, dass auf den Gehwegen zertrümmerte Fernseher zu finden sind. Hängt vermutlich mit dem Fussballfanatismus zusammen.

Als ich eines Abends durch die Strassen des Quartiers schlendere, schaut mich aus einem geschlossenen Fenster eine Katze an. Ich gehe auf sie zu, sie sitzt auf einem Tisch. Am Fenster angekommen, entdecke ich neben ihr einen Hasen auf einer Waschmaschine. Ich halte etwa zwei Minuten inne. Kein Mensch in Sicht, nur die zwei Tiere. Die Katze schaut mich an, der Hase schaut ins Nirgendwo. Typisch Hase. Verwirrt gehe ich nach Hause.